

27 Stunden am Flügel

„Elitär und spießig“ findet der Pianist **Chilly Gonzales** den etablierten klassischen Musikbetrieb und fordert, dass sich Musiker mehr an den Bedürfnissen des Publikums orientieren und Entertainment bieten. Mit Mario-Felix Vogt sprach er über sein Verhältnis zu Autoritäten und Subventionen.

Es ist einer der heißesten Tage des Jahres, und so erscheint Chilly Gonzales in luftig-legerem Outfit, ganz in Rosa, mit weit aufgeknöpftem Hemd und Bermudashorts. Nahtlos passt sich sein Kleidungsstil in das edelplüschige Nachtclubambiente der Bar im Kölner Designhotel „Savoy“ ein, wo wir uns zum Interview verabredet haben. Optisch wirkt er wie eine Kreuzung aus dem jungen Adriano Celentano und dem mittelalten Nicolas Cage.

Seinen Künstlernamen Chilly Gonzales, der an die rasende Zeichentrickmaus Speedy Gonzales angelehnt ist, verpasste ihm ein Betrunkener, geboren wurde er als Jason Charles Beck 1972 in Montréal. Weder Vater (Geschäftsmann) noch Mutter (Lehrerin) haben einen besonderen Sinn für Kunst oder Musik, doch der Großvater mütterlicherseits, ein emigrierter ungarischer Jude, hatte eine umfangreiche musikalische Ausbildung genossen und brachte „Chilly“ und dessen Bruder Christophe, den späteren Filmkomponisten, zum Klavier. „Das ist eine wichtige Maschine“, sagte er zu uns, „der ihr Respekt entgegenbringen solltet.“ Allerdings hatte die musikalische Ausbildung der Brüder zunächst keine Kontinuität. Selten hielten es die beiden länger bei einem Lehrer aus. Mal übten sie wie besessen, dann pausierten sie wieder für eine Weile.

In jener Zeit kristallisierte sich Gonzales' ambivalentes Verhältnis zu Autoritäten heraus: „Mein Leben ist eine seltsame Mischung aus konservativ-altmodischen Denkweisen und Rebellion gegen Regeln. Ich denke, das hat mit meinem Großvater zu tun“, erklärt er, „er ist für mich wirklich ein seltsames Vorbild.“ Streng sei er gewesen und ein „stolzer Europäer, der weder Jazz noch Popmusik akzeptierte. Viele seiner Leitlinien schätze ich sehr, nach denen werde ich mich mein Leben lang richten. Die Musik wird sich zwar immer ändern, doch diese Regeln bleiben bestehen. Andere seiner Grundsätze wiederum haben mich angewidert und abgestoßen“, bekennt Gonzales. Zu den Regeln, die Gonzales bei seinem Großvater kennen lernte, gehörten auch die der klassischen Harmonielehre. Die halfen ihm dabei, seine Lieblingspopsongs aus dem Fernsehen nachzuspielen: „Ich habe versucht, die Akkorde zu finden, die dafür sorgten, dass der Keyboarder Howard Jones nach Howard Jones klang“, erzählt Gonzales, „und habe gemerkt, dass er genau die Dur- und Mollakkorde in seinen Songs verwendete, die mir mein Großvater beigebracht hatte. Diese Kenntnisse konnte ich also in Bereichen anwenden,

die mich wirklich interessierten, und das war damals der Synthesizer-Pop der achtziger Jahre.“

Gonzales versuchte früh, möglichst viel von anderen Musikern zu lernen. Bemerkenswert ist allerdings, dass sich unter den Musiklehrern seiner Teenagerzeit kein einziger Pianist findet: „Einer war Jazzgitarrist, der andere Schlagzeuger“, erinnert er sich. „Sie gaben mir Musikunterricht und brachten mir bei, woraufes ankommt, wenn man in einer Band zusammenspielt. Natürlich zeigte mir keiner von ihnen pianistische Fingerübungen, dafür lernte ich vieles über Akkorde, Harmonielehre und Musiktheorie.“

Seinen individuellen Weg setzte er am College fort: „Rasch merkte ich, dass ein klassisches Klavierstudium nicht mein Ding war, die klassische Musiktheorie hingegen interessierte mich sehr. Also ging ich zum Schulleiter und fragte, ob sie für mich nicht eine Ausnahme machen könnten. Ich wollte den theoretisch-akademischen Teil meines Studiums in der Klassikabteilung absolvieren und die künstlerisch-praktischen Projekte im Fachbereich Jazz.“ Das ließ die Hochschule zu, und so beschäftigte sich Gonzales in jedem Bereich nur mit den Dingen, die ihn wirklich interessier-

„Mein Leben ist eine Mischung aus konservativen Denkweisen und Rebellion“

ten. Am Jazzstudium faszinierte Gonzales vor allem „die Art und Weise, wie dort Rhythmus gelehrt wurde. Man muss rhythmisch einfach sehr sicher sein, um Jazz zu spielen, da kann man nicht mogeln.“ Auch dass man als Jazzpianist üblicherweise kein Einzelkämpfer-Dasein fristet, sondern mit anderen zusammenspielt, war für ihn wichtig: „Dadurch lernt man, musikalisch miteinander zu kommunizieren. Als klassischer Pianist ist der Fokus doch weit mehr auf das Solospiel gerichtet.“

Am klassischen Musikbetrieb hat der 41-jährige Kanadier ohnehin einiges auszusetzen. So unterstellt er den meisten klassischen Interpreten und Komponisten, dass sie sich nur um die hehre Kunst und sich selbst kümmern: „Ich habe immer gegen die akademische Einstellung gekämpft, die keinerlei Respekt für das Publikum mitbringt.“ Die finanzielle Förderung durch die öffentliche Hand lehnt er ab: „Ich möchte nicht von staatlichen Subventionen bezahlt werden, sondern vom Geld meines Publikums.“ Dies sichere einem auch die künstlerische Freiheit, denn ein Musiker, der ausschließlich von staatlichen Geldern lebt, sei eigentlich nicht mehr als ein „Sklave der Eliten“, da die Gruppe, die über die Verteilung der Subventionen entscheidet, nur aus wenigen Experten bestehe.

Künstlern, die sich musikalisch an den Bedürfnissen des Publikums orientieren, bringt Gonzales „grenzenlosen Respekt“ entgegen, da macht er auch beim umstrittenen Klavierstar Lang Lang keine Ausnahme: „Das Problem ist, dass die Klassik-Experten immer denken, die musikalischen Unterschiede zwischen Lang Lang und einem auch von Kennern akzeptierten Interpreten seien wichtig. Die meisten Menschen interessieren sich jedoch nicht für diese Unterschiede. Ich übrigens auch nicht. Eigentlich können wir doch froh sein, dass so viele Menschen Beethoven hören, weil Lang Lang es durch seine Vermittlungsqualitäten schafft, ihnen Beethoven näherzubringen.“ Sogar den Schnulzenpianisten Richard Clayderman schätzt Gonzales „für seine Bemühungen, populäre Stücke für ein breites

Publikum auf interessante Weise zu arrangieren“, allerdings treffe dessen Musik nicht seinen persönlichen Geschmack, da sie manchmal schon „sehr kitschig“ wirke.

Glücklicherweise sind Gonzales' eigene Klavieraufnahmen von dem gefühligsten Trivialstil Claydermans meilenweit entfernt. Seine erste Solo-CD, ganz lapidar „Solo Piano“ betitelt, erschien 2004 und erntete sofort begeisterte Kritiken:

CD-Tipps

Chilly Gonzales, Solo Piano (2004); GentleThreat/Indigo
2 CD 5025425241055

Chilly Gonzales, Solo Piano II (2011); GentleThreat/Indigo
CD 3596972579424

Chilly Gonzales, The Unspeakable (2011); GentleThreat/Indigo
CD 3596972442827

Termine

21.11. München, Prinzregententheater

22.11. Karlsruhe, Tollhaus

25.11. Darmstadt, Centralstation

26.11. Berlin, Heimathafen Neukölln

29.12. Köln, Philharmonie

10.5.2013 München, Philharmonie

13.5.2013 Berlin, Philharmonie



„Die bezauberndsten 41 Minuten und zwei Sekunden Klaviermusik, die in diesem Jahr erschienen sind“, schrieb der „Stern“ seinerzeit, während das Pop-Magazin „Rolling Stone“ den Klavierminiaturen als „salonfähigen Stimmungsaufhellern“ gar therapeutische Wirkung zusprach. Wie dem auch sei: Gonzales gelang das Kunststück, leicht zu erfassende und angenehm zu hörende Stücke zwischen Pop, Blues und klassischer Moderne zu schreiben, die weder leicht noch simpel wirken und oft ein wenig nach Debussys Klavieralbum „Children's Corner“ klingen.

Seine zweite Klavier-CD heißt folgerichtig „Soloalbum II“ und wirkt ein wenig poppiger als der Vorgänger, dennoch verweigert sich auch dieses Album jedem Stiletikett. Da ertönt in „Minor Fantasy“ ein Walzerfragment, das die ganze Melancholie eines verregneten

Sonntags in einem Pariser Vorstadt-Bistro in Töne zu fassen scheint, anderes wirkt so bluesig, dass man sich unversehens in einer Südstaaten-Kneipe am Tresen wähnt. Manches erinnert in seiner melodischen Schlichtheit an die Klavierwerke Erik Saties, manches an die treibenden Ostinato-Passagen aus Keith Jarretts „Köln Concert“. Auffällig ist, dass Chilly Gonzales konsequent auf virtuose Effekte und komplexe Rhythmik verzichtet. In klanglicher Hinsicht wirken die Aufnahmen auf angenehme Art unbearbeitet, Geräusche der Mechanik und des Anschlags sind hörbar, und der Klavierklang ist natürlich-warm und voluminös.

Doch der Solopianist ist nur eine Facette des Multitalents Chilly Gonzales. Als Mittzwanziger entdeckte er den Rap, den rhythmischen Sprechgesang der Afroamerikaner, und da er in jedem sei-

ner Projekte „nach Widersprüchen sucht“, holte er sich für sein Rap-Album „The Unspeakable“ keine DJs, die die Plattenspieler auf der Bühne bedienen, sondern ließ sich von seinem Bruder Christophe eine orchestrale Klanglandschaft zwischen Tschaikowsky und Glass entwerfen, die ihm ein monumentales Fundament für seine zwischen Ironie und Größenwahn changierenden Titel („Who Wants To Hear This?“, „Self Portrait“) boten. Einer seiner Live-Auftritte war sogar ein Fall fürs Guinness-Buch der Rekorde: 2009 spielte Chilly Gonzales auf einer kleinen Pariser Bühne 27 Stunden lang mit nur kurzen Pausen ein Programm aus 300 (!) Stücken, darunter Gershwins „Summertime“ und „Baby One More Time“ von der Popsängerin Britney Spears sowie eine Vielzahl eigener Kompositionen, und stellte damit einen neuen Weltrekord im Dauer-musizieren auf. Außerdem produzierte er im Folgejahr mit „Ivory Tower“ einen Kinofilm über zwei kanadische Schachspieler, von denen er einen selbst verkörpert.

Abgesehen von seinen Soloauftritten liebt der extrovertierte Gonzales das pianistische Duell mit Kollegen. Beim Festival „Traumzeit“ in Duisburg lieferte er sich 2010 an zwei Flügeln eine musikalische Schlacht mit dem dadaistischen Blödelbarden Helge Schneider und hatte hier seinen Meister gefunden. Zwischen Beethoven-Zitaten und Boogie-Woogie-Einwürfen feuerten die beiden ein Slapstick-Feuerwerk sondergleichen ab. Ergebnis des Zweikampfs: unentschieden.

Foto: Wikipedia



Das Publikum liebt Chilly Gonzales für seine schrägen Ansagen genauso wie für sein poetisches Klavierspiel.